

Der lange Weg nach Hause

Text: Michael Stührenberg

Illustrationen: Tatjana Lorenz

In Kasachstan waren sie die Deutschen, in Lettland die Kasachen, in Deutschland die Russen: die Reise der **Familie Lorenz** aus der Steppe an den Schwarzwald

Pokornoje, Kasachstan

Jakob Lorenz, der Vater, genannt Pulja: In meinem sowjetischen Inlandspass stand unter Nationalität „Nemez“ – deutsch. In Kasachstan gab es mehr als 100 verschiedene Nationalitäten. Neben den zur Sesshaftigkeit gezwungenen Kasachen und den Russen, die in der Steppe die ersten Städte bauten, landeten hier auch all jene, die Stalin verdächtigte, mit Hitler-Deutschland zu sympathisieren: Wolgadeutsche wie meine Vorfahren, Ukrainer, Weißrussen, Moldauer, Balten, Tschetschenen, Krimtataren, Koreaner, Pontos-Griechen.

Maria Lorenz, die Mutter, genannt Mulja: Wir alle sprachen Russisch und verstanden uns ausgezeichnet.

Tatjana, die Tochter, genannt Tanja: Ich bin auch dort geboren, Ende der Siebzigerjahre. Denke ich an Kasachstan, sehe ich als Erstes einen Himmel, der sich in unmessbarer Weite über mir wölbt. Der Blick über unseren Dorfrand führte ins Unendliche. Vor allem im Sommer, wenn die Luft klar, die Steppe gelb, der Himmel blau waren. Und ich erinnere mich an unsere häufigen Familienfeste. Da ist es immer Sommer, es wird viel gelacht. Manchmal höre ich zu diesen Bildern auch Worte in zwei Sprachen. Die Generation unserer Eltern sprach fast immer Deutsch. Während wir Kinder uns überwiegend auf Russisch unterhielten. Die russische Sprache ist ebenso tief in mir verankert wie jene fernen Erinnerungen an Kasachstan.

Wjatscheslaw, der Sohn, genannt Slawa: Meine Kindheit fühlte sich glücklich an. Ich hatte sehr viel Zeit und noch mehr Freiheit. Wenn das Wetter es erlaubte, durfte ich lange draußen bleiben, im Sommer oft bis Mitternacht. Die Leute in Pokornoje gingen anders, irgendwie breitbeiniger, ein wenig wie Cowboys. Denn wenn nach den langen Wintern endlich Tauwetter einsetzte, dann versanken die einzige Straße und alle Gehwege von Pokornoje in tiefem Schlamm. Versuchst du dann, auf normale Art zu gehen, werden Schuhe und Hose sofort dreckig. Und durch das Aneinanderreiben der Hosenbeine wird es nur immer schlimmer. Am 1. Mai zog alles, was in Pokornoje Rang und Namen hatte, unter herrlichen Bänderolen, geziert mit Papierblumen und Komplimenten fürs internationale Proletariat, breitbeinig durch den Schlamm.

Daugavpils, Lettland

Maria: Wir verzichteten auf die übliche Hochzeitsfeier im Dorf und gaben die eingesparten Rubel für eine Reise aus. Wir waren jung, neugierig und wollten nicht nur immer kasachische Steppe sehen.

Jakob: Wir kauften Flugtickets für eine zweiwöchige Reise – von Karaganda zunächst nach Leningrad; vier Tage später weiter nach Riga, Hauptstadt der Sowjetrepublik Lettland. Es kam uns vor, als wären wir im Paradies gelandet. Das hatte schon einen Hauch von Europa. Man konnte Wurst und Käse kaufen, wovon wir in Kasachstan nicht einmal zu träumen wagten. Irgendwann saßen wir in einem Bus, und draußen war alles so schön und grün, dass ich spontan sagte: „Maria, lass uns nach Lettland ziehen!“ Und sie antwortete: „Eine gute Idee!“ Allerdings benötigte sie noch volle acht Jahre – unter anderem gefüllt mit zwei Geburten und einem Studium – bis zu ihrer Verwirklichung.

Am 30. Mai 1984 feierte ich meinen 30. Geburtstag. Mein Geschenk war für den darauffolgenden Tag reserviert: zwei Aeroflot-Tickets nach Riga. Niemand wusste die volle Wahrheit. Die offizielle Version lautete: Maria und ich fahren für zwei Wochen in Urlaub, die Kinder blieben bei den Großeltern im Dorf. Doch wir suchten eine Zukunft für die Familie Lorenz.

So kamen wir nach Daugavpils, Lettlands zweitgrößte Stadt und eine der schönsten. Sie liegt im äußersten Südosten des Landes. Ich hatte in Kasachstan als Trainer gearbeitet und fand eine Stelle an der „Volleyball-Schule für olympischen Nachwuchs“. Sie galt als die zweitbeste ihrer Art in der Sowjetunion, gleich nach Moskau.

Acht lange Jahre hatte der Traum in uns geblüht – nun war es an der Zeit, ihn endlich zu realisieren. Also verkauften oder verschenkten wir unser verbleibendes Hab und Gut in Pokornoje.

Tanja: Ich habe Lettland von Anfang an als eine große Bereicherung in meinem Leben empfunden. Alles schien besser, schöner, reichhaltiger zu sein als früher. Das Einzige, was mich mit einem Anflug von Wehmut hätte erfüllen können, war das Fehlen unserer Hündin Tschiba. In meiner Erinnerung rennt sie bei unserer Abfahrt aus Pokornoje noch eine Zeit lang hinter dem Auto her, das uns zum Flughafen von Karaganda bringt. Und ich schaue

durch die Rückscheibe und sehe dieses weiße Wollknäuel immer kleiner werden.

Was sich in all dem Hin und Her meiner Kindheit und Jugend am einfachsten als verbindende Konstante erkennen lässt, ist meine Faszination für das Zeichnen. Lettland hat mir die Möglichkeit gegeben, diese Begaubung voll zu entfalten, in der „Saules Skola“, der Kunstschule in der Altstadt von Daugavpils.

Maria: Sieben Jahre lang haben wir in Daugavpils gelebt. Litauen, Estland und Lettland waren dann die ersten Republiken, die unter Gorbatschow ihre „provisorische Unabhängigkeitserklärung“ abgaben, Lettland am 4. Mai 1990. Ab da glaubten wir zu wissen, was uns die Zukunft bringen würde: Ein unabhängiges Lettland würde natürlich als Erstes die russische Amtssprache ersetzen. Überall, auch im Schulunterricht für unsere Kinder, würde Lettisch gesprochen werden.

Mein ältester Bruder Viktor hatte sich schon im Spätherbst 1989 nach Deutschland abgesetzt. Eine deutsche Zukunft? Ja, die konnten wir uns vorstellen.

Nachdem unsere Ausreisepapiere eingetroffen und abgestempelt waren, konnte ich keine Nacht mehr ruhig schlafen! Bis dahin hatte ich nämlich noch niemandem erzählt, dass wir Lettland verlassen wollten. Damals gab es Banden von Einbrechern, die sich auf Ausiedler spezialisiert hatten. Noch schlimmer gingen russische Mafiabanden vor: Sie kidnappten die Kinder und forderten horrenden Lösegelder. Einmal bin ich vor Angst halb verrückt geworden. Mitten in der Nacht klingelte jemand an der Tür. Zum Glück war es nur ein Besoffener.

Tanja: Ich erinnere mich nur an einen einzigen Gedanken: Wenn der Zug über die Grenze fährt, dürfen alle Passagiere nur noch Deutsch sprechen!

Slawa: Ich kann mich an die Grenzkontrollen erinnern, als die Soldaten mit Spürhunden durch die Gänge der Waggons huschten. Während der Reise habe ich mich nicht traurig oder ängstlich gefühlt. Es geschah einfach, und ich habe es akzeptiert. Im Zug in den Westen beschränkten sich meine Gedanken und Gefühle darauf, das Neue hinzunehmen. In Rastatt bin ich zwar ausgestiegen; angekommen aber war ich noch lange nicht.

Kehl, Deutschland

Jakob: Rastatt, Auffanglager für zahllose Russlanddeutsche, war der Nullpunkt: null Vermögen, null Aussicht auf einen Job, geschweige denn auf eine Karriere, null Garantie, dass unsere Träume von einem besseren Leben in Freiheit tatsächlich in Erfüllung gehen könnten.

In Rastatt wurde darüber entschieden, wer anschließend wohin ziehen durfte. Natürlich ging es dabei wieder darum, alle nur denkbaren Papiere, Zeugnisse und Bescheinigungen vorzulegen. Wenn für uns ein wichtiger Amtstermin anstand, kam meistens Marias Bruder Viktor, um uns mit seinem Wissen zu helfen.

Meine schönste Erinnerung an diese Zeit: Zwei Wochen nach unserer Ankunft bekamen wir von der Lagerverwaltung 200 D-Mark geschenkt. Ich weiß noch, wie ich die Scheine in die Luft gehalten und gerufen habe: „Das entspricht dem Jahreslohn eines Volleyball-Trainers in der Sowjetunion!“

Maria: Oh, war das ein toller Tag! Wir kauften uns vier Bananen beim „Türken um die Ecke“. Dann haben wir es uns auf einer Parkbank gemütlich gemacht und andächtig die Bananen genossen.

Jakob: Viktor wohnte bei Kehl, nahe der Grenze zu Frankreich. Im Nachbardorf fand er eine Mietwohnung für uns. Unsere Umzugskiste war einen Meter hoch, einen Meter breit, zwei Meter lang. Da hatten wir alles hineingepackt und sie am Bahnhof von Riga aufgegeben. Und als wir die Kiste in Deutschland wieder öffneten, war sie halb leer. Irgendwelche Zollbeamte hatten sie aufgebrochen. Sogar meine Unterhosen waren weg. Danach haben sie die Kiste mit Dreck aufgefüllt und wieder verschlossen. Auch von Marias Kleidern fehlte jede Spur.

Maria: Uns war nicht entgangen, dass viele im Dorf ihre Altkleider in Plastiksäcken abstellten. Da auch wir uns nun in Not befanden, klingelten wir bei den Spendern und fragten, ob wir uns bedienen dürften. Alle reagierten sehr freundlich. Sie verstanden wohl auch, wie beschämend diese Situation für uns sein musste. Und dass wir dort, wo wir früher einmal gelebt hatten, uns garantiert nicht auf diese Weise eingekleidet hatten.

Alles hat seinen Preis, vor allem die Integration. Wir unterwerfen uns ständig einer strikten Selbstkontrolle. Unser Erfolg hängt stark davon ab, wie „Einheimische“ uns wahrnehmen. Bestimmte Schamgefühle sind uns in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn ich heute mit Jakob spazieren gehe, bestehe ich immer darauf, dass wir Deutsch miteinander reden. Aber manchmal gleitet unser Gespräch eben doch noch ins Russische ab. Und wenn sich dann andere Spaziergänger in Hörweite befinden, wird mir die Situation schlagartig peinlich. Fast so, als hätte ich etwas Unanständiges getan.

Slawa: Ich habe sehr lange gebraucht, um mich mit meiner neuen „Umgangssprache“ anzufreunden. Und ich weiß, dass es vielen Russlanddeutschen aus

Kasachstan

Der Himmel über der Steppe

Mai 1954 – August 1984

Lettland

Ein Vorgefühl von Europa

August 1984 – Juni 1991



meiner Generation ebenso ergangen ist: Wir alle wollten deutsch sein, waren aber nicht imstande, Deutsch zu sprechen. Und mussten dann auf die harte Tour lernen, wie das eine nicht ohne das andere möglich war.

Tanja: 1991 wurden wir, wie alle frisch umgesiedelten russlanddeutschen Kinder, in die Hauptschule geschickt. Am ersten Schultag stellte der Klassenlehrer Herr Hähnel uns die Aufgabe, einen Maiskolben zu zeichnen. Als er meine Zeichnung sah, sagte er: „Nimm deine Sachen und komm mit!“ Dann nahm er mich an die Hand und begleitete mich zu dem zwei Straßen entfernten Einstein-Gymnasium. Unsere Ankunft dort wurde für mich symbolisch für Ankunft schlechthin. Ein magischer Moment: Wir betraten eine bunte Schule, mit gemalten Bildern an den Wänden!

Genau so hatte ich „den Westen“ in meinen Träumen gesehen! Im selben Augenblick kam ein Punk mit Irokesenfrisur die Treppe hinunter. Ich dachte: Ein Land, wo schon Schüler ihre Persönlichkeit so deutlich ausdrücken dürfen, wird auch mich mit offenen Armen empfangen.

Herr Hähnel führte mich in eines der Zimmer. Man wies mir einen Platz in der zweiten Reihe zu, direkt hinter dem Klassensprecher. Dieser drehte sich gleich integrierend zu mir um, blickte mir betont offen ins Gesicht und trat voll ins Fettnäpfchen mit dem Satz: „Deine Wangenknochen sind irgendwie anders.“

Alle betrachteten mich wie im Zoo. Ich war eine von drei Ausländerinnen. Der Wille der deutschen Schülermehrheit, mich zu integrieren, hielt nicht lange an. Es muss wohl daran gelegen haben, dass ich einfach zu langsam sprach. Die meisten Kinder und Jugendlichen mussten bei ihrer Wiedereinschulung in Deutschland um ein Jahr zurückgesetzt werden. In der Hoffnung, dass dieses eine Jahr ausreichen würde, um den sprachlichen Rückstand aufzuholen. Leider ist diese Rechnung nur in wenigen Fällen aufgegangen.

Slawa: Ich blieb auf der Hauptschule, wo Russlanddeutsche die absolute Mehrheit bildeten. In der Pause sprachen wir nur Russisch miteinander. Alle meine neuen Freunde in Deutschland stammten aus ehemaligen Sowjet-Republiken. Die meisten kamen aus Kasachstan.

So blieben wir einer eigenen Welt verhaftet. Alles, was wir um uns herum sahen und hörten, mussten wir in unseren Köpfen und Herzen erst einmal ins Russische übersetzen. In umgekehrter Richtung, also von uns zu den Einheimischen, lief auch fast alles wie durch einen Filter. Angefangen bei meiner „amtlichen“ Identität: Laut Personalausweis hieß ich Wjatscheslaw. Da selbst mein wohlmeinender Klassenlehrer das nicht flüssig über

seine Lippen brachte, einigten wir uns auf „Wolfgang“. Es handelt sich dabei also nicht um einen zweiten, deutschen Taufnamen – sondern lediglich um einen sprachlichen Kompromiss.

Den praktischen Umgang mit der deutschen Sprache lernte ich erst in der Ausbildung zum Physiotherapeuten. Der Anfang war sehr hart. In der Krankengymnastik schlief ich oft sitzend oder liegend auf irgendeiner Bank ein. Meine Kollegen fanden das amüsant. Doch was mich seelisch und physisch aushöhlte, war die bleibende Ohnmacht, mich auszudrücken. Mein scheinbar aussichtsloser Kampf gegen die deutsche Sprache!

Später war ich dann dazu gezwungen, mit Patienten Deutsch zu sprechen – egal wie schief und fehlerhaft. Da blieb keine Zeit für langes Überlegen, die direkte Verständigung war unerlässlich. So überwand ich endlich meine Sprachbarriere.

Tanja: Der Hausbau war der Versuch meiner Eltern, sich ihre Heimat von Grund auf selbst aufzubauen. Es war der Schlüssel zur Integration. Sich einen Ort zu erschaffen, wo man definitiv hingehört.

Maria: Für mich war unser Haus in Kork schlicht das Paradies auf Erden. Wir pflanzten Kirsch-, Birnen-, Apfel-, Mirabellen- und Zwetschgen-Bäumchen. Brombeeren und Himbeeren gab es auch, für Erdbeeren war der Boden zu schlecht. Hinzu kamen Karotten, Paprika, Zucchini, Kürbisse, Tomaten, Gurken. Für unser Familienleben hätte ich mir keinen schöneren Ort auf der Welt vorstellen können als dieses deutsche Zuhause mit Garten. Endlich waren wir angekommen! Und dann kam der Absturz. Schon in Kasachstan litt Jakob an Allergien.

Jakob: Kehl befindet sich in einem Nebelloch. Gegenüber, am anderen Rhein-Ufer, liegt Straßburg. Dort gibt es eine Müllverbrennungsanlage.

Maria: Es gab für Jakobs angeschlagene Gesundheit auch psychologische Verstärker, vermute ich. Die Versuche einiger Kollegen, ihn durch Rausschmiss loszuwerden, der Prestigeverlust als Volleyball-Trainer in einem Land, das mit Volleyball nichts am Hut hatte – dies alles hatte meinem Mann seelisch arg zugesetzt.

Während der Hausbau-Jahre hatte er sich auch körperlich übernommen. Dennoch kam es für mich wie ein Schock, als Jakob eines Tages sagte: „Komm Maria, wir verkaufen das Haus und mieten eine Wohnung in einer Gegend, wo die Luft besser ist.“



Aber wir hatten 15 Jahre in dieses Haus gesteckt. Also ließ ich mir von Jakob schriftlich geben, dass er mich nie wieder mit der Idee Hausverkauf belästigen würde.

Jakob: Ich konnte Marias Reaktion verstehen. In Deutschland hatte sich keine positive Meinung über Russlanddeutsche gebildet. Ihre Integration galt nicht als Erfolgsstory, vor allem was die Jugend betraf: Versagen in der Schule, Probleme mit Drogen, Arbeitslosigkeit. Wir hatten das ständig vor Augen: In Kehl und Umgebung hatte sich halb Pokornoje eingefunden! Die Unterkünfte unserer ehemaligen Nachbarn wirkten bezeichnend für ihre zerbrochenen Träume. Viele waren in ehemaligen Wohnsilos französischer Militärs untergebracht worden.

Maria: Als ich einmal unerwartet früh von der Arbeit nach Hause kam und meinen Mann um Atem ringend auf dem Bett vorfand, das war ein echter Schock! Im Herbst 2006 verkauften wir unser Haus.

Tanja: Schon während der Abiturprüfungen bemühte ich mich um Aufnahme an der Stuttgarter Kunstakademie. Es klappte auf Anhieb! Darauf war ich wirklich stolz. Die Studierenden kamen von überall her. Da brauchte ich niemandem meine persönliche Geschichte zu erzählen, um für was auch immer Verständnis zu erwirken. Jeder dort fühlte sich als Künstler. Und je *stranger* du daherkamst, desto besser. Wir waren schließlich nicht an Normalität interessiert, sondern an der Andersartigkeit. Konnte es einen geeigneteren Platz für eine „Künstlerin“ aus Pokornoje geben?

Würde man einem Integrationsbeauftragten die Akte Tatjana Lorenz zur Prüfung vorlegen, käme er zu dem Ergebnis: 100 Punkte, Glückwunsch, Sie sind perfekt integriert! Bin ich dennoch vorsichtig? Ja, vor allem, wenn ich Menschen zum ersten Mal begegne. Ich mag keine aus meiner Sicht unnötigen Konflikte. In den Augen meiner Tochter dagegen sind Fremde stets mögliche Freunde. Lea ist durch und durch Hamburgerin; sie braucht sich ihren Platz in diesem Land und in dieser Stadt weder zu verdienen noch zu erkämpfen. Ich stamme aus der Dritten Welt, meine Tochter wurde in der Ersten geboren.

Ich bin in Deutschland angekommen. Dennoch trage ich in mir nach wie vor ein leichtes Gefühl von Fremdheit. Und bin mir nicht sicher, ob das im Grunde nicht in jedem von uns steckt. Daher ist ja der Gedanke, nach Hause zu kommen, so ungemein reizvoll. Hei-

mat kann überall sein. Sie ist da, wo du so sein kannst, wie du sein möchtest.

Slawa: Wenn ich heute mit meiner Frau bei uns in Emmendingen spazieren gehe, kommen wir oft an einem Gestüt vorbei. Und immer denke ich: Es riecht genau wie Kasachstan. Dann tauchen plötzlich die Bilder in mir auf. Der Pferdestall. Oder ich gemeinsam mit Opa Alexander oben auf der Kutsche. Mein Großvater war nämlich auch Milchmann von Pokornoje und sammelte jeden Morgen im Dorf die vielen Kannen ein, die meist von Frauen ins Freie getragen wurden.

30 Jahre nach unserer Ankunft in Deutschland sind die Gefühlsbände zwischen uns Vieren noch immer ganz fest. Daran kann auch die große geografische Entfernung zur kleinen Schwester nichts ändern. Mit meinen Eltern teile ich mir sogar den Ausblick auf den Schwarzwald. Sind wir bei Oma Maria und Opa Jakob zum Essen eingeladen, steigen wir ins Auto und sitzen 15 Minuten später an einem reich gedeckten Tisch.

Jakob: Ich bin wunschlos glücklich! Deutschland ist meine Heimat. Nichts in mir sehnt sich noch nach Kasachstan oder Lettland. Heimat ist nicht allein der Boden, auf dem wir unser Haus bauen. Heimat ist keine feste Adresse, und sie besteht auch nie aus einem Guss. Manches, das mir heute ein Gefühl von Zuhause vermittelt, mag seine Wurzeln in einem kasachischen Dorf haben. Oder auf einem lettischen Volleyballfeld, das ich seit Ewigkeiten nicht betreten habe. Oder in der russischen Sprache, die so perfekt mein eigenes Wesen widerzuspiegeln scheint, die ich in den Zeilen von Puschkin oder Tolstoi finde.

Maria: Ich möchte mich noch bei den Dieben bedanken, die im Sommer 1991 unsere Umzugskiste auf dem Weg von Lettland nach Deutschland geplündert haben. Ich weiß, das hört sich seltsam an. Und mein Dankeschön gilt auch nur der Tatsache, dass diese Räuber nicht alles geklaut haben. Als unbrauchbar haben sie zum Beispiel unsere Fotoalben eingestuft. Dies empfinde ich heute als ein ganz großes Glück.

Tanja: Um irgendwo angenommen zu werden, sind meine Eltern einen sehr weiten Weg gegangen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich an ihrer Stelle die nötige Energie und Willenskraft für ein solches Abenteuer aufgebracht hätte. Pulja und Mulja haben sich als unglaublich hartnäckig erwiesen.



Die ganze Geschichte
Wie Sowjetbeamte den Umzug aus Kasachstan verhindern wollten, das steht in »Wie kommen wir denn hier rein, bitte schön?«, 244 Seiten, 29,99 €

Deutschland Vom Nullpunkt in die Integration

Seit Juni 1991